

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 7 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich, Angelika Reitzer,
Kathrin Röggla, Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wissner

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

<u>HELENA ADLER: QUARANTANAMO 7</u>	<u>3</u>
<u>BETTINA BALÀKA</u>	<u>4</u>
<u>BIRGIT BIRNBACHER</u>	<u>7</u>
<u>MELITTA BREZNIK: CORONA TAGEBUCH</u>	<u>7</u>
<u>ANN COTTEN</u>	<u>9</u>
<u>NAVA EBRAHIMI: CORONA-TAGEBUCH 7</u>	<u>11</u>
<u>VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 7</u>	<u>14</u>
<u>MONIKA HELFER: CORONA 7</u>	<u>14</u>
<u>LISZ HIRN</u>	<u>16</u>
<u>LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 7)</u>	<u>17</u>
<u>CHRISTIAN MÄHR: CORONA-TAGEBUCH 7</u>	<u>19</u>
<u>ROBERT PFALLER: CORONA TAGEBUCH (5)</u>	<u>21</u>
<u>BENJAMIN QUADERER</u>	<u>22</u>
<u>JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 7</u>	<u>24</u>
<u>ANGELIKA REITZER</u>	<u>25</u>
<u>KATHRIN RÖGGLA</u>	<u>27</u>
<u>THOMAS STANGL</u>	<u>30</u>
<u>MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH (TEIL 7)</u>	<u>33</u>
<u>DANIEL WISSER: CORONA DIARIES</u>	<u>35</u>
<u>BIOGRAFIEN</u>	<u>38</u>

Helena Adler: Quarantanamo 7

27. April

Vor sieben Wochen war ich privilegiert, denn ich durfte Mann und Sohn verabschieden. Es grenzte damals an Unbehagen, sie gehen zu lassen. Jetzt grenzt es an Wahnsinn, es nicht zu tun. Nie wieder werde ich mit Hausarrest drohen. Mein Alter ist mein Alter Ego und mein Ego liegt brach. Ich bin ein Eremit mit Lagerkoller im Spätstadium. Mann und Kind kleben an mir wie Abziehbilder und manchmal fällt es schwer, ihre und meine Beine, die sich andauernd ineinander verheddern, auseinanderzuhalten. Genauso klebt mein ungewaschenes Gesicht an der Vorderseite meines Kopfes, weil ich keinen Sinn darin sehe, es zu reinigen, denn es sieht immer gleich aus, weil mir die Grimassen vergangen sind. In unserem Daheim sind alle Verstecke ausgeforscht, alle Höhlen durchleuchtet, alle Schlupflöcher ausgeweitet oder zubetoniert, jedes Obdach lose. Und wenn jemand ein Geheimnis hat, muss er es schnell zu Grabe tragen. Noch im letzten Winkel, im hintersten Eck finden sie mich, jeder blinde Fleck ist für sie ein Augenschmaus, sie stöbern mich überall auf und lieben es, wenn mich der Erdboden ausspeit. Schluck auf! Rufen sie und ziehen mir die Decken weg. Meine Zeit war vorher Krise, meine Zeit ist jetzt Krise. Und im Stemmen von Krisensituationen bin ich eigentlich Weltmeisterin. Gut, dass es mir mit mir selber nie langweilig wird. Wenn aber die anderen nicht mehr gehen, dann wird es mir peinlich, mit mir selbst gesehen zu werden. Wir sind zuhause verhaftet, wir haften zwischen Zahnbürsten und Zehendreck und das macht unser Daheim skurril, weil es zu einem Gefängnis mutiert. Ein Hochsicherheitstrakt für Familien, ein Neurosennest. Hospitalismus und Deprivation in den eigenen vier Wänden, die ich schon beginne, vollzuschreiben. Ich schreibe auf den Böden, an den Decken und an den Seiten und habe Angst davor, keinen freien Millimeter mehr zu finden. Nur die leere Leinwand lässt Platz für ganze Welten. Draußen nicht, aber drinnen hat sich einiges verändert: die Lärmschutzwand steht noch immer, wenn auch nicht mehr so aufrecht wie zuvor. Da sitzen die Elstern auf den Baumkronen der Pappeln und halten ihre Schnäbel, weil sie die Jungen aufpäppeln. Vielleicht queren die Möwen noch immer über mei-

nem Kopf, aber ich blicke nicht nach oben. Da schweigen die Berge am Horizont und der beige Nachbarshund biegt nicht mehr herein. Die Amseln stürzen nicht mehr vom Dach, sondern stochern im Garten nach Würmen. Ein minimalistischer Tümpel ist dazugekommen und zwar mit einer Plastikfolie vom Lagerhaus. Seit der Öffnung der Baumärkte hat sich auch die häusliche Gewalt reduziert. Dafür werden viele Erdlöcher ausgehoben. Gartenzwerge poliert. Die Fleder sitzt im Flieder und durch die Lüfte steigt ein penetranter Duft, den ich nur am Rande wahrnehme, weil ich seit meiner chronischen Rhino nicht viel rieche. Jeden Tag versuche ich unseren Tagesablauf um eine Nuance zu verändern, nur, um mir selbst zu beweisen, dass uns nicht täglich das Murmeltier grüßt und wir in einer Zeitschleife hängen. Ich reiße mir ein paar Wimpern aus, um einen Wunsch zu erzwingen. Morgen brechen wir aus. Und dann suchen wir nicht nach dem Sinn des Lebens, nein, wir zäumen das Pferd von hinten auf. Was ist der Sinn des Todes? Das Leben!

Bettina Balàka

26.4.2020

In neun Monaten werden wohl ganz viele Babys geboren werden, hieß es zu Beginn des Lockdowns. Damit wollte man natürlich auf charmante Art und Weise sagen, dass nun alle sehr viel Sex haben würden. Was aber hieß das implizit? Alle leben in monogamen heterosexuellen Beziehungen, alle Frauen sind im gebärfähigen Alter. Weiters müssen diese Modellpaare kinderlos sein, denn wahrscheinlich das letzte, was passiert, wenn die Kinder den ganzen Tag zu Hause sind, ist, dass die Eltern mehr Sex haben. Bisher haben sie offenbar verhütet, aber nun denken sie sich: Ich bin auf Kurzarbeit und vielleicht bald arbeitslos und du in einem systemrelevanten Beruf und erhöhter Ansteckungsgefahr ausgesetzt – lass uns ein Baby machen! Nein, die Modellpaare arbeiten wohl auch in Berufen, wo der Lockdown mühelos in eine Art Urlaub umgesetzt werden kann.

Was aber ist mit dem Sexual- und Beziehungsleben der anderen? Da wäre einmal die Sache mit der Monogamie. Viele haben ja tatsächlich zwei (oder mehr) Beziehungen am Laufen und mussten sich rasch entscheiden, mit wem sie den Lockdown verbringen. Die Frau, die zwischen zwei Männern unrettbar hin- und hergerissen war, blieb kurz entschlossen mit Mann A im Quartier und Mann B schaut nun durch die Finger und den Tatsachen ins Auge. Der verheiratete Mann hat die langjährige Geliebte zurückgelassen und sich mit seiner Ehefrau auf die gemeinsamen Latifundien zurückgezogen, hat mit dieser aber – was durch konsensuales Nicht-Thematisieren schon seit langem geklärt wurde – keinen Sex. Die Geliebte findet sich schlagartig als Single wieder, allerdings ohne die Möglichkeit, sich auf sicherem Wege schadlos zu halten. Oder folgendes Szenario: Franz beschwört Susi: Geh komm, wir können eh weiterhin vögeln, die Gabi hat ganz bestimmt mit niemandem Kontakt außer mir! Susi entgegnet: Ja klar, wahrscheinlich erzählt sie ihrem Schurli dasselbe von dir!

Ja, das Vertrauen. Auch Friends with benefits können es einander nun glauben, dass sie eh safe sind, oder auf die benefits verzichten. Das Virus sei konservativ, heißt es. Es zwingt zu Treue, Monogamie, Sexverzicht. Es fördert ein Leben, wie es die katholische Kirche vorsieht oder die Hollywoodschnulze. Patchworkfamilien müssen davon ausgehen, dass sich unter Umständen große Personenkreise vernünftig verhalten: Die neue Freundin, die Kontakt mit ihrem Ex hat, der seinerseits eine neue Freundin hat. Der neue Freund der Ex ebenso wie dessen erwachsene Kinder und deren Lebensabschnittsgefährten. Die Partnersuchenden können lange ihre Hoffnungen begraben, was besonders für Frauen mit Torschlusspannikinderwunsch hart sein dürfte. Und was ist mit den vielen Beziehungsunwilligen und -fähigen, die sich dem Alltag einer Lebensgemeinschaft mit Hilfe von One-Night-Stands und Kurzaffären entzogen? Die auf Tinder schon im ersten Satz bekanntgaben: „Halte nichts von langem Hin-und-her-Schreiben, lass uns gleich treffen!“ Haha, Schurken!, sagt das Virus.

In der schwulen Welt sieht es nicht viel anders aus, die mit einem fixen Partner sind nun bevorzugt. Die Saunas und Lokale sind zu, Cruising fällt aus, Dating

auf Online-Plattformen ist nur etwas für jene, die auf Video-Chats oder hohes Risiko stehen. Die anderen backen zu Hause Bananenbrot und schauen Pornos. Die Pornoindustrie reagierte im März prompt mit aktuellen Fetischen wie Mund-Nasenschutz, OP-Handschuhen, Schutzanzügen und ja, Klopapier. „Corona-Sex“ war geboren. Die, die sicher zu Hause saßen, suchten auf Pornhub nach Filmen, in denen die DarstellerInnen etwas weniger vorsichtig waren. Schnell allerdings griff auch in dieser Industrie die Sorge um die eigene Gesundheit um sich, viele verzichteten lieber auf Einkommen oder reduzierten ihre Arbeit auf Soloauftritte vor der Kamera.

Auch in der klassischen Paarbeziehung geht der Lockdown nicht unweigerlich in endlosen Flitterwochen auf. Das Wort „Covidivorce“ wurde bereits geprägt, in China etwa reichten zahllose Menschen nach dem Aufheben der Ausgangsbeschränkungen die Scheidung ein, davon 80% Frauen. Gemeinsamer Bunkeroller führt nicht zu mehr Liebe – und schon gar nicht zu Babys – sondern einfach nur zu mehr Streit.

Es ist also anzunehmen, dass die Menschen in Summe deutlich weniger Sex haben als vor dem Lockdown. Zumindest mit anderen.

Ein bisschen erinnert das Ganze an ein anderes Virus, das der freien Liebe der sechziger bis frühen achtziger Jahre einen gehörigen Dämpfer versetzte: HIV. Auch dieses Virus schien einer Macht zu dienen, die etwas gegen Promiskuität hatte (und gegen Bluttransfusionen). Auch dieses Virus kam durch den Verzehr von Wildtieren zu uns. Aber wie einfach war es doch, sich davor zu schützen! Alles, was man brauchte, war ein Kondom. Auf der Homepage der Deutschen Aidshilfe heißt es zum Thema Corona (Stand: 30. März 2020) noch hoffnungsfroh: „Man kann also sein Risiko senken, indem man die Zahl der Menschen, mit denen man Sex hat (nacheinander oder auf einmal), möglichst klein hält.“ Tja, wie nannte man das damals? The one wrong fuck.

Birgit Birnbacher

22.04.2020 jetzt, in der erzwungenen starre, üben alle die gefahrlose ungeduld.

23.04.2020 es ist immer noch die zeit der polizeilichen verwarnungen und denunziationen: kinder spielen am rasen fußball. fußbälle krachen gegen wände, ab und zu ist ein fenster dabei. die polizei kommt. drei männer, dunkle uniform, dunkle maske, gehen breitbeinig über den rasen, auf die kinder zu. ein paar von den kindern laufen davon, auf mich zu, an mir vorbei. die polizisten ermahnen mit verschränkten armen vor der brust. oben hinter den fenstern rührt sich nichts, kein vorhang, keinen millimeter.

26. 04. 2020 die nachbarn treffen sich jetzt heimlich am hinteren eck des hauses, weil es am vorderen eine missstimmung wegen ihrer besuche gegeben hat. die besucher dürfen jetzt auch bei den nachbarn ihre schuhe anbehalten. wenn am hinteren eck laut gelacht wird, kann vorne zurecht um den frieden gefürchtet werden.

27.04.2020 mir bleibt bald nur noch die entscheidung zwischen weißwählen und individualanarchismus.

Melitta Breznik: Corona Tagebuch

15.4. 2020

Wer wird beatmet, wer nicht. In den Triagekriterien, die als Orientierung im dann vielleicht eintretenden Katastrophenszenario dienen sollen, wird nicht die Geschichte des Moments miteinbezogen, auch nicht das Narrativ des Patienten und auch nicht die Beziehung zwischen Patient und Arzt, die in Sekunden-schnelle eine Entscheidung beeinflussen kann. Sympathisch oder nicht, das hängt von biografischen Daten, dem Körper, der Art des Patienten, mit seiner Erkrankung umzugehen und vielen unreflektierten Details ab. Wir alle sind nicht gefeit vor den Anfechtungen der eigenen Persönlichkeit, den Gefühlen, den Aversionen und Vorlieben, die uns in der Kindheit geprägt haben. Ich

konnte das immer wieder bei den besten Ärzten beobachten, wenn plötzlich etwas von außen nicht Verstehbares die Entscheidung über eine frühe Entlassung oder die Art und Weise, wie mit dem Patienten während der Visite diskutiert wird, beeinflusst.

16.4.2020

Die Regierung hat einen lustigen Öffnungsplan ausgearbeitet, da waren sicherlich Psychologen am Werk, denn zuerst dürfen Nagelstudios, medizinische Masseure und Ähnliches, Frisöre und Gärtnereien aufmachen und für die Herren haben wir die Baumärkte im Angebot. Dann kann in den nächsten Wochen unter dieser Beschäftigungstherapie nichts schief gehen. Die Pandemiewelle ist über unser Tal bislang hinweg geschwappt und so habe ich mich, nach den beiden ersten hektischen Vorbereitungswochen im Spital, zu Hause in meine Arbeitshöhle zurückgezogen, um das Buch über „Naturbasierte Therapie“ fertigzubekommen. Die Literatur muss warten.

17.4. 2020

Draußen vor dem Fenster immer wieder schönster Bergfrühling. An den gegenüberliegenden Berggrücken weit oben über der Baumgrenze haben die weißen Hänge eine glänzende Haut entwickelt. In den letzten Tagen mochte ich keine langen Spaziergänge unternehmen, zu sehr vertieft in die Schreibearbeit, es zieht mich förmlich hinein und lässt nichts anderes neben sich zu. Doch ich kenne diese Anwandlungen, das geht nie gut aus, irgendwann kommt der Koller, dann mag ich nicht mehr, bekomme Ekel vor dem Geschriebenen und muss alles für ein paar Tage liegenlassen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich bis zur Wiedereröffnung der Abteilung haben werde, daher versuche ich fast manisch, so weit als möglich mit der ersten Fassung zu kommen.

18.4.2020

Gestern im Laden war ich erstaunt über meine kräftige Stimme, ihre tiefe Tonlage und auch das Bestimmte in ihr. Ich spreche in diesen Tagen des Rückzugs selten mit jemandem und kann mich manchmal dabei ertappen, dass ich mein Tun kommentiere, mit mir selbst rede und bin belustigt über den Gedanken, dass ich jetzt endgültig alt werde. Kleine Kinder sprechen beim einsamen Spiel mit sich selbst und in ganz verstohlenen Momenten fühle ich mich in dieser

„geschenkten Zeit“, wenn ich dann unten am Inn mit aufgekrempeelten Hosen durch das eiskalte Wasser wate und Steine ans andere Ufer werfe, wie das kleine Mädchen von damals, mit den langen blonden Zöpfen. Mutter wird diesmal nicht schimpfen, die dreckigen Hosen wasche ich selbst, aber vielleicht lächelt sie irgendwo, wenn sie mir zusieht.

Ann Cotten

21.4.2020 Ölpreis sinkt unter Null, verschärfte Polizeikontrollen in Wien.

Zum ersten Mal seit wieder in Wien Polizeikontakt. Fast war ich von einer Art neugieriger Vorfreude erfüllt, als die Streife neben mir verlangsamte, schließlich hatte ich ein reines Gewissen, nichts getrunken, cruiste gemächlich die Mariahilferstraße runter. Licht ging auch. Dass meine Klingel mit einem Stück Lenkerbandage am Dauerklingeln gehindert wird, kann ich erklären. Aber sie behaupteten, ich hätte gerade eine rote Ampel überfahren. War mir nicht bewusst. Hinten, die Neubaugasse. Da ist Baustelle! Die sperrt die ganze Straße ab! Da ist auch ein Bauzaun, und das Pflaster ist ausgerissen. Gab ich verblüfft zurück. Die Ampel ist trotzdem rot, freuten sich die Kiewerernnie. Mit dem Tänzeln im Ton von Profi-Provokateurennie.

Die Polizistin schildert, wie sie beobachtet hätten, wie ich mich genau umgesehen hätte, und dann weitergefahren wäre. Ich weiß, ich habe die Baustelle angestarrt. In meiner Erinnerung wäre ich bei einer roten Ampel sogar froh gewesen, um noch einen Augenblick länger die Neubaugasse hochzuschauen. War lange nicht mehr da, aber wohne da eigentlich, nur jetzt ist dieser Italiener... Aber es kann auch wirklich sein, dass ich angesichts der Baustelle beschloss, dass die Ampel ja jetzt wohl Quatsch ist. Ich erinnere mich nicht. Die Polizistennie – ein blonder Bub vom Typ schircher Bully und eine happige junge Frau – wussten besser als ich, was ich mir gedacht hatte. Beide hatten sich übrigens ohne Masken vor mir aufgebaut. Als ich anmerkte, dass wir ja

eigentlich nicht so miteinander reden sollten und einen Ausfallschritt zurück-machte, holten sie schnell Masken heraus.

Wegen der Ampelgeschichte ist nichts zu machen. Was ich auch versuche zu sagen, die beiden Sadistennni sind zäh und wiederholen, dass sie genau wissen, was ich mir beim Delikt gedacht habe, und dass rote Ampeln rot sind, egal ob es Sinn macht oder nicht. Leider hatte ich in aller Unschuld geradezu eifrig meinen Ausweis übergeben. Hätte ich ein bisschen mehr Folter- und Verhö-rerfahrung, wüsste ich mich in solchen Momenten vielleicht angemessen un-terwürfig zu verhalten. Aber ich unbelecktes Vieh hebe aus verblüffter Verzweiflung sogar mein Fahrrad hoch und lasse es von 5cm Höhe auf den Boden fallen wie ein rabiatier Pensionist.

Weil ich „Das gibts ja nicht! Das ist nicht Ihr Ernst!“ ausgerufen und die Amts-handlung lächerlich genannt habe, wurde mir zusätzlich zur Ampel auch noch Widerstand gegen die Staatsgewalt angedroht. Hämisch meinen die Kiewerer noch, wenn es mir nicht gefalle, könne ich ja das Strafdings abwarten und da-gegen Einspruch erheben. Sicher.

Ein Drogi erteilt in mühsamer Diktion aus sicherer Entfernung den Ratschlag: „mach alles, was die Bullen sagen“. Ich bin leider noch wach, und den Rat halte ich generell für ganz fatal. Zum Beispiel sagte die Polizistin ganz stolz, dass sie im ganzen Leben noch nie über eine rote Ampel gefahren ist. Solche Leute in der Exekutive zu haben ist Wahnwitz.

Manche Leute ändern aufgrund persönlicher Erfahrungen ihre Meinung und schreiben, wenn sie als Schriftstellerni arbeiten, Essays, die von ihren eigenen Erlebnissen ausgehend verallgemeinernde Thesen ausformulieren. Ich will nicht so jemand sein. Aber es fällt mir auf, dass es einen gewissen Witz haben könnte, wenn ich das Geld für die doofe Strafe mit der Ausschlichtung der Anekdote verdienen kann. Vielleicht brauche ich dazu zwei Kolumnen. Aber dann, versprochen, geh ich wieder zur Tagesordnung über, aktuell Rosen-schnitt und Kybernetik.

Ich bleibe bei meiner Meinung: Es gibt unter den Kiewerernnnie weise und dummdreiste, gerechte, daneben Sadistennnnie und auch normale Leute. Ich beteilige mich nicht am Pauschalgeschimpfe über Polizei, weil eine gute eben

so wertvoll ist wie eine schlechte alle Kooperationsbereitschaft kaputtmacht. Eine angemessen agierende Polizei, eine kostbare Magnolie für jeden Staat, besteht aus Menschen, die die Sachen im Verhältnis sehen und dieses Gefühl für Angemessenheit auch pädagogisch weitergeben. Hin und wieder habe ich Kiewerer in Wien oder Bullen in Berlin getroffen, die das beherrschten. Sanftstrenger Rat, nicht mit Lärm ausschaltenden Kopfhörern im Straßenverkehr zu fahren. Ermahnungen, am Gehsteig vom Rad zu steigen. Mit dem Handy erwischt und einen 50er gezahlt (nachdem ich eine halbe Stunde extra geschoben hatte, und jetzt, beim Verabschieden, mich, am Ende der Geduld, während dem Verabschieden voreilig schon aufs Rad schwang). Deeskalationen. Eigentlich bin ich jedes Mal beeindruckt, wenn keine Strafe ausgestellt wird, sondern die Polizistennni ihre Autorität so einsetzen. Leute wie das Streifenpäarchen von gestern hingegen, sind wie Rillen auf Kiesstraßen.

Nava Ebrahimi: Corona-Tagebuch 7

21. April 2020

Kurz nach sieben.

Halb wach, halb schlafend kriege ich mit, wie Matthias ins Zimmer kommt, eine Tasse auf dem Bücherstapel abstellt.

7.20 Uhr.

Halb wach, halb schlafend denke ich an den Kaffee, der in der Tasse erkaltet. Neben meinem Kopfkissen liegt *Erinnerungen eines Mädchens*, das ich gestern Abend zu Ende gelesen habe.

7.30 Uhr.

Der Kaffee ist lauwarm. Wie endete das Buch gleich? Ich lese nach: „Den Abgrund erkunden zwischen der ungeheuren Wirklichkeit eines Geschehens in dem Moment, in dem es geschieht, und der merkwürdigen Unwirklichkeit, die dieses Geschehen Jahre später einnimmt.“

7.40 Uhr

Sehr bewusst genieße ich die Stille, die natürlich keine ist, weil durch das angekippte Fenster Vogelgezwitscher und das Geräusch einer zufallenden Autotür hereindringt. Aber im Vergleich zu dem, was jeden Moment über mich hereinbrechen wird, ist es Stille.

Kurz vor acht.

Das erste Kind. Ich spiele viermal Flugzeug mit ihm und spanne dabei die Bauchmuskeln an, um etwas für mich getan zu haben.

Kurz nach acht.

Das zweite Kind. Es verlangt mit verschlafenen Augen nach einem Schraubenzieher.

8.27 Uhr.

Die Kinder schrauben eine Spielzeug-Gitarre aus Plastik und mit Soundmodul auf, das dürfte sie 45 Minuten beschäftigen. Ich nutze die Gelegenheit und fange an, Corona-Tagebuch zu schreiben, es ist zwar erst Dienstag und ich habe gestern das letzte abgegeben, aber der Montag steht schneller vor der Tür, als ich denken kann. Ich klappe im Bett den Laptop auf und ziehe die Muse an den Haaren herbei.

Wir sind bei Tagebuch Nr. 7, das heißt, seit mehr als sechs Wochen leben wir schon so. Allmählich schimmert etwas wie eine Tagesstruktur durch. Und Dinge geschehen in unserer neuen Wirklichkeit, die die alte revidieren. Die „Gitarre“ etwa, ich hatte sie schon aussortiert, um sie der Caritas zu spenden, aber die Kinder haben das Spendenlager entdeckt und sie wieder herausgefischt. Marie Kondo, vor einem Jahr sprach jeder über sie, jetzt niemand mehr. Vermutlich sind nun alle froh, noch irgendein Ding in der hintersten Ecke der Rumpelkammer zu finden, das sich auseinanderschrauben oder aus dem sich etwas bauen lässt. Alles ist so schnell überholt, *attitudes* werden nach wenigen Monaten verramscht wie billiger Fummel im *mid-season-sale*.

Alles ist denkbar, zumindest für kurze Zeit.

Jüngst wunderte ich mich, dass die Kinder bislang noch nicht das Bedürfnis hatten, etwas aufzuschrauben. Doch wann hätten sie das entwickeln sollen? Unser Alltag war dicht und am Wochenende immer was los. Grillparty, Weih-

nachtparty, Hochzeitsparty, Geburtstagsparty, Nachbarschaftsparty, Therme, Wandern, Buschenschank, Wien, Zoo, Ritterburg, Museum, Kino, Dinosaurierpark, Freibad, Fahrradfahren. Enten füttern. Dennoch, ich singe jetzt kein Hohelied auf die Entschleunigung.

9.12 Uhr.

Die Gitarre ist in alle Einzelteile zerlegt und überall in der Wohnung verstreut.

23. April 2020

Eben auf dem Weg nach Hause traf ich eine Mutter, die ich früher oft in der Garderobe des Kindergartens getroffen hatte. Dort hatten wir bislang nur unwesentlich mehr Worte als „Guten Morgen“, „Hallo“ und „Tschüss“ gewechselt. Auf dem schmalen Gehsteig bemühten wir uns, den größtmöglichen Abstand zu wahren, sie drängte sich an die Hauswand, ich stand an der Bordsteinkante. „Wie geht es euch“, fragte ich. Als stünden wir Spalier, rollten ihre Kinder auf Lauf- und Fahrrädern an uns vorbei. Sie antwortete nicht, sie verzog nur das Gesicht und es sah aus, als könne sie jeden Moment zu weinen anfangen. Eine weitere Frage, etwa „Und wie geht es dir?“, und sie hätte ganz sicher zu weinen angefangen. Ich hätte sie nicht einmal umarmen können. Sie stand mir nicht nahe genug. Ich verabschiedete mich ohne weitere Frage. Jetzt tut es mir leid.

24. April 2020

Freund M. schreibt uns. Seine Hochzeit, zu der wir im Mai eingeladen gewesen wären, musste er auf September 2021 verschieben.

Meine Großmutter empfand schon die Aussage „Morgen gehe ich duschen“ als anmaßend und vergaß nie „Inshallah“ hinzuzufügen.

Die Beziehung von M. hält bis September 2021 und ich kann noch einmal in meinem Leben das pistaziengrüne Seidenkleid ausführen, Inshallah.

Im Herbst ist Frankfurter Buchmesse, Inshallah.

27. April 2020

7.25 Uhr.

Die Kinder schlafen noch, der Countdown läuft. Ich kann jetzt, darf jetzt, muss jetzt schreiben. Heute ist Abgabe. Mir fällt nichts ein, außer:

Tausend Mal berührt / Tausend Mal ist nichts passiert / Tausend und eine Nacht / und es hat Zoom gemacht.
Hatten wir den schon?

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 7

26. April

Es geschehen Dinge, die zu privat scheinen für Tagebücher, die öffentlich sind. An jeder großen Welt hängt eine kleine, die man für sich behält, behalten muss, weil sie einem nicht allein gehört, voller Wirklichkeiten und voller Zerbrechlichkeiten ist, die es zu beschützen gilt, deren Schmerz und Tod und Einzelheit man behütet, um sie vor der uneingeordneten Verlassenheit des Präsentiertellers zu bewahren. Man trägt die Geschichten nah bei sich, verschweigt sie, und hat nichts, was man stattdessen sagen könnte.

Monika Helfer: Corona 7

Letzte Aprilwoche

Ich träumte, ich hätte dem Kanzler befohlen, dass, wenn er WIR sage, alle in Österreich lebende Menschen meine. Er sagte im Traum zu mir, er würde sich lieber die Zunge abbeißen als nicht nur die Österreicher anzusprechen. Für die und nur für die fühle er sich verantwortlich. Ich sagte, dann waren sie demnach auch schon als Kind stur.

Ich will gar nicht über Politik schreiben, die Informationen hängen mir zu den Ohren hinaus. Früher sagte man den Kindern, dass, wenn sie sich nicht die Ohren putzen, bald Bäume daraus wachsen würden.

Wenn ich auf meinen Kalender schaue und sehe, wie viele Lesungen abgesagt wurden, kann ich es kaum glauben. Gern hätte ich *Die Bagage* den Lesern persönlich vorgestellt.

Heute, Sonntag, Sonnenschein, aber doch kühl, so dass ich die Heizung andrehe, verfroren wie ich bin. Auf der Straße sehe ich Frauen in ärmellosen Kleidern. Mein Onkel Theo, ein armer Mann, sagte: „In der Wohnung muss es immer so warm sein, dass ich im Unterleibchen dasitzen kann. Diesen Luxus gönne ich mir!“

Eine Freundin besuchte mich und zählte mir ihre Krankheiten auf, alles außer Corona beinahe, aber im Großen und Ganzen gehe es ihr gut, man lerne eben sein Kreuz zu tragen.

Ein Nachbar, der nie Sport betrieben hat, versucht jetzt Runden zu drehen, er hat sich dafür übers Internet bunte Sportkleidung gekauft, aber kaum war er eine Woche unterwegs, ist es ihm verleidet. Keine Ansprache, das ist sein Problem. Würde wenigstens einer ihn anhalten und sich erkundigen, wie es so läuft (im übertragenen Sinn).

Bei meinem Bergspaziergang begegnete mir eine türkische Frau, die, als sie mich sah, ins Gebüsch lief und sich den Schal an den Mund presste. Ich hatte nicht vor, sie zu belästigen.

Dann die Masken, die zwischen Blumen liegen, obwohl ein Papierkorb ganz in der Nähe aufgestellt ist. Der Bäcker bedankt sich bei jeder Kundschaft, dass sie ihm die Treue hält.

Blumenerde ist rar. Im Garten hat die Trockenheit Schlitzgeöffnungen, viel Wasser bräuchten Wiesen und Felder.

Heute werde ich mich an den Berg mit Flickwäsche machen, dazu hole ich die Nähmaschine aus der Kammer. Was ich sonst entsorgt hätte, flicke ich (um es dann später zu entsorgen).

Doch lieber sollte ich mich an *Die Invaliden* machen, korrigieren, aus zehn Seiten werden dann drei. Ich überlege mir einen neuen Anfang, ein Bild wie aus einer Novelle.

Wenn es die Phantasie gut mit mir meint, muss ich mich nur an den Tret setzen und es läuft wie von selbst. Vorher trinke ich noch zwei Gläser Wasser und drei Tassen vom starken Kaffee.

Lisz Hirn

Quarantänetag 36: Montag, 20.04.20

Schädelweh. Meinen Alltag charakterisiert der Kampf gegen/mit Skype, Tel, Zoom, Mails, Spams, Tweets. Mir galoppiert derzeit jedes Wort, jeder Gedanke, jede Minute für mich davon, und so bleibt mir nur die Buchrücken der Schmöker zu streicheln, die ich schon gelesen haben wollte.

Q37: Dienstag, 21.04.20

Kies. 50 Minuten später lässt sich die Tonaufnahme endlich via Wettransfer verschicken. Während ich nervös am Webcube hänge, fällt mir die zentrale Frage des Podcasts wieder ein. Was, wenn wir Geld bisher überschätzt, aber nicht wichtig genug genommen haben?

Q38: Mittwoch, 22.04.20

Auszeit. Heute fühlt es sich hier das erste Mal mehr wie Urlaub und weniger wie Ausnahmezustand an. Diesen Sommer werden wir uns wohl an die Vorstellung gewöhnen müssen, die Exotik am eigenen Nachbarn entdecken zu müssen. Ob sich die im Waldviertel damit schwerer tun als ich in meinem 15. Wiener Gemeindebezirk?

Q39: Donnerstag, 23.04.20

Starrein. Im Schloss, in dem sich Schicksale kreuzen, warten einige seit endlos langen Wochen auf das Erscheinen der Antikörperfee, dass sie mit ihrer Hilfe die Virenmonster besiegen und glücklich bis zur zweiten Welle leben können. Ende?

Q40: Freitag, 24.04.20

Vierzig. Darf die Quaranta überhaupt weitergehen?

Q41: Samstag, 25.04.20

Schopenhauer. Das Leben pendelt zwischen Not und Langeweile. Ändert die Isolation etwas daran? Pendelt es stärker, weniger stark oder kommt es gar zu einem Stillstand?

Q42: Sonntag, 26.04.20

Trump. Vergiftungsanrufe häufen sich in den USA, nachdem der Präsident seine medizinische Expertise kundgetan hat. Die einzig wirkliche Risikogruppe ist wohl immer die gleiche, nämlich die ohne Hirn. Blöd, dass diese immer auch ein Risiko für alle anderen darstellt.

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 7)

20.04.2020

Schon die ganze Zeit, aber von mir unbemerkt, hatten die Konditoreien offen. Auch die Konditorei mit Kaffeehaus, das Kaffeehaus zwar zu, aber ich hätte mir Torten, Lebkuchen, Küchlein und Kekse abholen können. Die andere Konditorei ohne angeschlossenen Kaffeehaus übrigens auch, wo ich sonst immer Macarons, Kekse, Germzöpfe und Eclairs kaufe.

21.04.2020

Jetzt kommt er, der Lagerkoller. Mein Vater fährt mit dem Zug in die Stadt, irgendetwas muss er dringend persönlich erledigen, meine Mutter will daraufhin ein befreundetes Paar zum Kaffee zu sich nach Hause einladen. Das eine schreibt mir aufgebracht meine Mutter, das andere erfahre ich von meinem Vater auf der Mailbox. Ich sitze in Mannheim und überlege mir, meine Familie vor Ort dazu zu schalten und entscheide mich dann aus zwei Gründen dagegen: 1. Sie sind groß genug (ja, ich wähle diese Formulierung und nicht erwachsen!) und 2. Früher oder später werden wir, wenn man den Virologen glaubt, eh alle Covid-19 bekommen. Unruhig bleibe ich trotzdem den ganzen Tag, obwohl sich eine Ansteckung ja erst in sechs bis vierzehn Tagen zeigen würde.

22.04.2020

Ich lese, was die anderen in ihrem Tagebuch schreiben. So vieles davon erkenne ich irgendwie wieder und trotzdem schreiben wir nicht von den gleichen Dingen.

23.04.2020

Ich muss das erste Mal seit fünf Wochen mit der Straßenbahn fahren. Bisher konnte ich es vermeiden, habe die Straßenbahnen, die seit der Pandemie immer mit zwei Garnituren unterwegs waren, nur von außen gesehen. Die Verkehrsbetriebe haben sich scheinbar heute die zweite Garnitur gespart. Es ist eng, zum Rollstuhlfahrer und der Dame mit dem Rollator steigt noch eine Mutter mit Kinderwagen ein, der Abstand ist nicht mehr einzuhalten. Ich weiche aus, aber auch hinter mir sind alle Sitzplätze vergeben, die Leute stehen schon in den Gängen. Die empfohlene Mundschutzmaske trägt inzwischen fast jeder, der Abstand bleibt auf der Strecke. Auf Metall und Glas würden die Viren besonders lange überleben, sagen die Virologen. Das erste Mal in meinem Leben mache ich mir Gedanken über die Oberflächen, die ich berühre. Metall, denke ich, als ich mich an einer Stange festhalten möchte, Glas, als sich jemand an die Tür anlehnt. Breitbeinig balanciere ich bis zur nächsten Haltestelle und steige erleichtert aus.

24.04.2020

Auf dem Weg am Fluss gibt es eine Steinschlange. Seit die Pandemie und die Kontaktsperre besteht, legen dort Kinder, Spaziergänger, Menschen mit Sinn für Schönheit und Rituale bemalte, beklebte Steine hin. Bisher habe ich noch niemanden dabei beobachtet, wie die Schlange verlängert wird. Aber alle, die an der Schlange vorrübergehen, bemerken sie, lesen sich den Zettel in Folie durch, der beschreibt, was diese Schlange sein soll. Bunt ist sie, unterschiedlich breit, schön und traurig. Die Steine sind meistens faustgroß, es gibt aber auch richtige Brocken von einer Fußgröße. Dass die Schlange erst fünf Meter lang ist, bemerke ich, obwohl wir schon fast sechs Wochen in der Pandemie leben.

25.04.2020

Vor einem Jahr war das beherrschende Thema in den Medien „Fridays For Future“ und der Klimawandel. Auch das neue Thema, die Corona-Pandemie passt in diese Reihe: Diese Viren, die wahrscheinlich auf einem Markt in

Wuhan auf den Menschen übergesprungen sind, kommen ursprünglich von Fledermäusen, wurden aber von anderen Säugetieren an die Menschheit weitergegeben. Warum jetzt erst, fragt man sich. Gürteltiere und andere vom Aussterben bedrohte Tiere werden doch schon so lange auf Märkten angeboten. Weil der Mensch den Tieren den Lebensraum raubt und die Tiere gezwungen sind, sich dort anzusiedeln, wo sie eigentlich nicht heimisch sind. So bekommen sie Krankheiten von anderen Spezies, die sie auch auf Menschen übertragen können. Und diese Corona-Viren sind ja nur ein Teil des Ganzen: In Norddeutschland gibt es keinen Niederschlag, in Mannheim wird die Wiese in diesem April statt immer noch grüner schon wieder braun, Heuschrecken suchen Afrika heim, in Tschernobyl brennt der Wald.

26.04.2020

Jetzt also ist es normal geworden. Ich wundere mich, dass ich mich kaum mehr wundere: Über die maskierten Menschen, darüber, dass ich nicht mit dem Zug wegfahre, Lesungen online halte, Freunde telefonisch höre, dass die Großeltern mit der Enkeltochter per Video spielen, dass die Kaffeehäuser leer sind. Nur die vielen Polizisten fallen mir immer noch auf.

Christian Mähr: Corona-Tagebuch 7

24.4.20: In acht Monaten ist Weihnachten. Klingt in der Krise noch absurder als sonst bei dem Datum. Weihnachten ist weiter weggerückt als der Kalender angibt. Dunkle Zeichen. Ganz egal, welchem Medium man Zutritt gewährt, eine Welle des Pessimismus klatscht ins Wohnzimmer. „Noch nie in der Geschichte waren die Zahlen so negativ ...“ heißt es immerfort; welche Zahlen zu welchen Bereichen, spielt keine Rolle, die modernen Auguren überschlagen sich in düsteren Prophezeiungen, womit allem es abwärts gehen wird. Mit der Bildung, der Kultur, dem Arbeitsmarkt, mit der Wirtschaft sowieso. Ihre antiken Kollegen haben Vogelflug und die Eingeweide von Opfertieren befragt, die heutigen deuten uns ihre Computeranalysen. Alles schwarz, als ob sie sich

abgesprochen hätten. Haben sie ja vielleicht auch. Dies in den Tagen, da die Zahl der positiv Getesteten nur noch langsam steigt, die Zahl der Gesunden viel stärker; die Differenz nimmt massiv zu. Wenn das so weiter geht, werden wir mit ein paar hundert Toten und ein paar Tausend wieder Gesunden aus der Sache rauskommen; jeden Abend in den Nachrichten diese animierte Balkengrafik, die sich immer mehr der klassischen S-Kurve anschmiegt, Darstellung der logistischen Funktion. Nach rechts oben wird sie immer flacher, wie von der Grundannahme vorausgesagt, die da lautet: Wenn genügend Leute angesteckt sind, findet das Virus keine *Frischlinge* mehr, die Kurve der Infizierten fällt hinten raus wieder ab, weil die Leute gesund werden oder sterben. Das Schlüsselwort ist *genügend*. Wie viel ist genügend? Die Antwort auf diese Frage macht die massiven Unterschiede aus, die man in einzelnen Weltgegenden beobachten kann. Stand heute: rund 15.000 Infizierte, da sind 0.17 Prozent der Bevölkerung. Von selber aufhören würde die Seuche bei 70%. Die Zahl haben wir also – wir alle! – um den Faktor 413 geschlagen. Man hat eine durch die Natur vorgegebene Kurve zusammengequetscht, unter den Stiefel getreten – hat das jemals schon überhaupt irgendwo und irgendwann funktioniert? Wie ist uns das gelungen? Wir haben kein Medikament und keinen Impfstoff. Damit wär es keine Kunst. Nein, das einzige technische Hilfsmittel ist die Massenkommunikation. Pressekonferenzen hat es früher halt nicht gegeben. Selbst, wenn die Regierungen gewusst hätten, was zu tun gewesen wäre (haben sie nicht), hätten sie dieses Wissen nicht weitergeben können, ob als Empfehlung oder Befehl, ist unerheblich. Meine These: Nicht einmal, wenn sie im Mittelalter ihre richtigen Ratschläge hätten verbreiten können, hätte es was genützt, denn der vorindustrielle Mensch tut nicht, was die Regierung sagt, sondern was der Landesbrauch vorgibt. Wenn die Regierung etwas durchsetzen wollte, musste sie Zwang ausüben. Oder glaubt jemand, die Herrschaften auf den Bruegel-Bildern hielten sich an ein *Kontaktverbot*? Vom *Händewaschen* will ich gar nicht reden. Wir tun das alles mit größter Selbstverständlichkeit. Ja, weil wir „aufgeklärt“ sind, aber was heißt das schon? Ein platter, technoider Begriff, dazu geeignet, vieles zuzudecken, was man nicht gerne hört. Wir tun, was nötig ist, weil unsere Seelen anders geartet sind als die der Menschen vor

fünfhundert Jahren. Die industrielle Zivilisation hat uns *zugerichtet*. Wir sind rational geworden. Wenn man uns glauben machen kann, etwas sei vernünftig, dann machen wir das.

Kann sein, es ist in Wahrheit nicht vernünftig, was sich erst hinterher herausstellt (Wahrheit als Tochter der Zeit) – spielt alles keine Rolle, Vernunft ist nun Landesbrauch.

25.4.20: Völlig entsetzt bei der Lektüre der Landeszeitung. Was schrieb ich gestern? Vernunft als Landesbrauch? Natürlich nur im statistischen Mittel. Heute bekennen Zeitgenossen schwarz auf weiß, was sie „nach der Krise“ alles wieder machen werden. Partys wurden vermisst, jemand will „ein großes Grillfest schmeißen“ und alle Freunde dazu einladen. Und reisen will man auch wieder. Ja, liebe Naturschützer, das Corona-Virus auf die Rote Liste der vom Aussterben bedrohten Arten setzen – müsst ihr nicht! Keine Angst, viele Menschen bemühen sich redlich um diesen Organismus und schaffen viele neue Biotope. – In acht Monaten ist Weihnachten. Wie es aussieht, werden wir dann wieder Mundschutz brauchen. Aber vielleicht genügt dann ja ein Schal.

Salvete!

Robert Pfaller: Corona Tagebuch (5)

Donnerstag, 23. 4.

Ich muss an Alfred Hitchcocks Witz vom McGuffin denken. Jemand fragt: „Was haben Sie da für ein merkwürdiges Ding?“ – Die andere Person antwortet: „Einen McGuffin.“ – „Was, bitte, ist ein McGuffin?“ – „Ein Gerät, mit dem man im schottischen Hochmoor Tiger fängt.“ – „Aber im schottischen Hochmoor gibt es doch gar keine Tiger!“ – „Da sehen Sie, wie gut der McGuffin funktioniert!“

Wenn die Notmaßnahmen eines Tages zurückgefahren werden, dann nicht etwa deshalb, weil sich herausgestellt hat, dass die zunächst angenommenen Gefahren nicht so schlimm sind oder gar nicht existieren, sondern sicherlich

deshalb, weil die Notmaßnahmen so gut gewirkt haben werden. Unsere Beschränkungen werden unser McGuffin sein.

Freitag, 24. 4.

Ich lese von befremdlichen Beliebtheitswerten der österreichischen Bundesregierung. Die Mehrheit der Leute gelangt offenbar trotz Internet kaum zu alternativen und kritischen Informationen. Und sie klammert sich an die Hoffnung, dass ihre Opfer sinnvoll wären, und ihr Gehorsam so vernünftig wie der Kanzler, dem er geleistet wird.

Alles andere wäre ja noch entsetzlicher und furchterregender als ein unbekannter Virus, nicht?

Benjamin Quaderer

Dienstag, 21.04

Eine Frau mit Blindenarmbinde reicht der Verkäuferin in der Bäckerei verschiedene Münzen. Die Verkäuferin sucht sich die aus, die sie braucht, die anderen gibt sie zurück. Erst als sich die Frau mit der Armbinde umdreht, sehe ich, dass sie Handschuhe trägt. Wird eine blinde Person, deren Tastsinn eingeschränkt ist, noch blinder?

Mittwoch, 22.04

Die Apothekerin legt einen Streifen Frischhaltefolie auf die Tastatur des Kartenlesegeräts, bevor sie es durch die Plexiglasscheibe reicht. Alles wirkt konspirativ.

Donnerstag, 23.04

Ich fahre zum ersten Mal seit 6 Wochen Bus. Schon an der Bushaltestelle zu stehen, fühlt sich falsch an. Dazu kommen die Pflanzen, Efeu, Fuchsien, Farn – wir kommen aus einem Gartencenter, das neue Berghain, habe ich beim Durchgehen gedacht –, in meinen Händen. Eine Frau schaut mich an. Ob ich Pflanzen gekauft habe? Ja, sage ich. Ein Bus hält, die Frau steigt ein und bleibt in der Tür stehen. Ob ich genügend Erde hätte? Ja, sage ich, ich denke schon.

Die Bustüren schließen sich. Durch die Tür kann ich sehen, wie die Frau mir eine weitere Frage stellt, immer noch lächelnd, ungerührt, dass sich der Bus bereits in Bewegung gesetzt hat. Sie spricht weiter und entfernt sich, dann kommt mein Bus und ich fahre in die andere Richtung. Die Fahrt ist unspektakulär. Nur die Plastikplane, das Quarantänezelt, das man um die Fahrerkabine herum aufgebaut hat, ist anders als sonst. Und dass die Leute mehr Abstand halten. Jede zweite Sitzreihe ist frei. Und die Handschuhe. Was rede ich für einen Blödsinn. Die Masken. Es ist gar nichts wie sonst. Irgendwann, heißt es in Clemens Setz' *Indigo*, gewöhnt man sich gegen alles. Freitag, 24.04

Meine Situation ist sehr angenehm. Ich bin in der Wohnung von S und W, die sich seit Mitte März in Krakau befinden, von wo aus sie hätten nach Tokyo fliegen sollen, drei Wochen Urlaub, dann wurden alle Flüge gestrichen. „Aus bekannten Gründen“, sagt man ja jetzt. Ich fahre jeden Morgen nach Tempelhof in ihre Wohnung, trage den Stuhl und den Tisch auf den Balkon und tue das, was ich arbeiten nenne. Gestern kam der Malermeister vorbei und erzählte, dass er von der Hausverwaltung dazu beauftragt worden sei, die Fensterrahmen zu streichen. Ob er mal reinkommen könne. Sofort innerer Widerstand. Einerseits, weil es ja nicht meine Wohnung ist, die hier betreten zu werden gewünscht wird, andererseits, was sonst, Covid-19. Darf man fremde Menschen während einer Pandemie eintreten lassen? Was ist bloß mit der Hausverwaltung los? Der arme Malermeister, der ungetrübter der „aktuellen Situation“ weiterhin Fensterrahmen streichen muss. Wir verabreden einen Termin für Montag, 10 Uhr.

Samstag, 25.04

Jeden Samstag ist Markt. Heute sehe ich zum ersten Mal einen reinen Atemschutzmaskenstand.

Sonntag, 26.04

Streit in der Bahn. Streit am See. Streit auf der Rückfahrt.

Montag, 27.04

Raimund Fellingner ist gestorben. Vor ein paar Jahren habe ich ein Praktikum bei Suhrkamp gemacht und einmal stand er, der Cheflektor, unversehens in meinem Zimmer und fragte mit strengem Blick: Wer sind Sie?

Julya Rabinowich: Echokammer 7

27.4.2020

Die Tage tauchen aus dem Nebel auf und verfestigen sich wieder. Es gibt eine Menge zu erledigen, eine gewisse Routine der Vorsicht, das Kind ist jetzt zwei Wochen da, das verändert alle Abläufe zu einer gewissen Normalität, allerdings seitwärts verschoben aus jener, die man vorher gewohnt war, alle fremden Rhythmen sind von uns abgezogen worden. Wir stehen zu Mittag auf und essen knapp vor Mitternacht zu Abend. Wir gewöhnen uns an eine gewisse neue Lust an diesem eingeschränkten Dasein, das auch schöne und innige Momente bietet. Ich erlerne das Streamen mit Ach und Krach und nehme an dem Homestage-Festival teil, an dem ansonsten nur Bands und Musikmachende teilnehmen, und fühle mich unfähig, aber rockig. Diese neue Zeitrechnung kollidiert mit jener der Welt draußen, als der Zustand des Hundes plötzlich schlimmer wird: vor zwei Tagen noch ist er pittoresk auf einem grasbewachsenen Vorsprung am Donaukanal herumgelegen und hat sinnend in die Landschaft geblickt wie ein Bildnis von Goethe – und nun sieht alles unerwartet anders aus. Das bedeutet drei Arztbesuche in zwei Tagen, ich trage ihn in seiner Tragetasche durch Wien, die Physiotherapie entfällt, das empfohlene Röntgen zeigt Abweichungen, Rorschachschatten auf feinem Netz der Knochenstrukturen, die im erneuten Krebsverdacht münden, die Welt draußen ist gefährlich und in die gerade noch gesicherte Welt drinnen bricht ein anderes Entsetzen herein. Er muss das erste Mal in seinem Leben ohne mich in Narkose gelegt werden, niemand von uns kann ihn beruhigen und streicheln, das Betreten der Untersuchungszimmer ist tabu. Es werden zwei Nadeln in den Hund versenkt und Knochenmark entnommen und wir in die Luftleere des Wartens auf die Diagnose entlassen. Der Hund ist schwer von Narkose und Opiaten, die

er verabreicht bekommen hat, er ist nicht mehr Goethe, sondern eine teilraisierte berauschte Odaliske, die sich mit vollem Gewicht in die Tragtasche sinken lässt, und jede Ärztin, die den Hund in diesen zwei chaotischen Tagen behandelt, sagt bei der Übergabe dazu, wie brav er sei. Der Hund mag Frauen, aber keine Männer, und der einzige Arzt, der ihn behandeln wird in diesen zwei Tagen übergibt ihn mir mit leicht vorwurfsvollem Blick und einem aufgesetzten fremden Maulkorb, der gewiss nicht einfach so seinen Weg auf die zarte Schnauze gefunden hat. Mein Hund ist meine Heimat, mein Anker im Verlorenen, wir geben uns gegenseitig ein zu Hause, und die Vorstellung, es könnte anders werden, ruft kein Gefühl hervor, weil die Verdrängung schneller schießt als mein Schatten. Ich stelle die Kolumne fertig, während er auf seiner Decke zu meinen Füßen liegt, ich horche auf seine Atemzüge, ich warte auf den Eintrag der nächsten Woche, und ich will schreiben können, alles wird gut.

Angelika Reitzer

(22.4.)

Wieder im Schreibkabinett. Auch A., die zum Schneiden von Negativen da ist, ist nach Wochen im Burgenland ausgehungert nach Gesprächen und unsere Kaffeepause auf Distanz dauert um einiges länger als sonst, und wir machen drei davon, so dass der Tag fast nur aus Pausen besteht.

Die Waffengeschäfte im Hinterhof gehen auch in Krisenzeiten weiter oder, muss man wahrscheinlich sagen, gerade jetzt. Die Mitarbeiter unfreundlich wie immer, nur sehr nachdrückliches Grüßen provoziert einen Gegengruß. Vespas werden repariert, Blumen verkauft.

Beim Laufen wendet sich eine mir entgegenkommende alte Dame von mir ab und weg und beugt sich über das Brückengeländer, erstarrt, bis ich weit an ihr vorbei bin, obwohl der Abstand zwischen uns zwei Meter beträgt. Es gibt kaum etwas Kränkenderes als jemanden, der dich noch nie gesehen und Angst vor dir hat.

(24.4.)

Zunehmende Fiktionalisierung in den Tagebüchern der Kolleg_innen (z.B. das Tagebuch einer anderen Person von Thomas S.), weil der Überdruß, immer nur in sich zu schauen, in der sechsten Woche größer ist als unser aller Egos? Jemand hat anfangs geschrieben, ein Tagebuch zu führen führt einem die eigene Unwichtigkeit am stärksten vor Augen. Weshalb auch ich nach der Pubertät nur sporadisch Tagebuch führte. Mir stellt sich die Frage nach der Leere in uns (mir), und in Phasen mit derart wenig vitalem Input (aber viralem Output, haha) wird umso deutlicher, wie sehr ich das Gefühl habe, dass diese Leere mich ausfüllt, und auf diesem inversen Paradoxon (hä?) mag ich natürlich auch nicht so gerne herumreiten. Vielleicht könnte man entspannter, weniger verkrampft mit dieser zunehmenden Leere (die ja immer schon vorhanden, uns doch ausmacht) umgehen, wie eine schreibende Kollegin, die ein Foto von sich postet und dazu von ihrer Überraschung erzählt, wie sehr das Fahren im Cabrio zu einem maximalen Freiheitsgefühl taugt.

Die Diktatur der einen Nachricht, die aus Zahlen (die so relativ sind, dass sie zwar schrecklich, aber nicht absolut aussagekräftig sein können), Einschränkungen, Aussichtslosigkeit besteht, muss wieder eingedämmt werden. Wir können nicht länger so tun, als gäbe es nichts anderes.

Ich habe den ganzen Nachmittag in der Buchhandlung gearbeitet. Als ich eintröffe, fällt es mir schwer, liebe Bekannte vor der Tür angemessen zu begrüßen. Christian sagt: „Kann man ja auch nicht.“ Nach einer Weile wird es weniger mit dem Fremdeln, aber die Selbstverständlichkeit ist angeknackst, wir müssen es wieder lernen oder üben, einander zu treffen, egal ob zufällig oder absichtlich. Mit der Kundschaft ist es einfacher, die Rituale sind vorgegeben, auch wenn ich mich jedes Mal dafür schäme, wenn ich zu Paaren oder einem Mutter-Sohn-Gespann sage, sie dürfen nur einzeln hereinkommen, da das Geschäft so klein ist. Dann biete ich Espresso an, den aber alle höflich ablehnen, nur eine Frau will Wasser. Ich bringe es ihr vor die Tür, während sie wartet, dann sagt sie, sie habe nichts von der Maskenpflicht gewusst, bleibt also draußen und liest den halben Tag in Büchern aus der Ramschkiste. Die Maske stundenlang aufzuhaben, ist unangenehm, aber ich bin sehr froh über meinen Dienst. Ich

habe in den vier Stunden mit so vielen Menschen gesprochen wie schon lange nicht mehr, und fast nur über Literatur.

(27.4.)

Ist jetzt schon fast das Nachhinein? Die Geschichten werden jedenfalls erweitert, korrigiert, umgeschrieben: Der Kanzler hätte früh bemerkt, dass die Angst zu gering ist, das Wording müsse bedrohlicher werden. Nie sei es verboten gewesen, sich mit Freunden, Familie in privaten Räumen zu treffen. Hier wird wohl – juristische Spitzfindigkeiten hin oder her – eventuellen Klagen vorgebaut. Warum haben sich aber alle daran gehalten und die meisten (auch ich) sind weiterhin vorsichtig, wenn sie Picknicks auf getrennten Decken oder ähnliches (im Freien, und weil es vielleicht einen runden Geburtstag zu feiern gibt) erwägen?

Kathrin Röggl

26.4.2020

Die Woche des Zoomens

„Hallo, allerseits, wir befinden uns hier in meinem Bürogebäude. *(zu sehen ist nur eine weiße Wand hinter mir)* Ihr könnt unschwer im hinteren Teil des Raumes den Berg der Amazon-Verpackungen, die mich hier erreicht haben, erkennen. Das meiste sind Lebensmittel, Kleider, Technik, jede Menge Technik, – all die Waren, die man so braucht, um über die Runden zu kommen, um das Ganze hier durchzustehen. Und die leider das Banner der Konferenz verdecken. Mal im Ernst. Das Banner hat mich hier erst gar nicht erreicht. Ich bin auch far out. Am platten Land. Ich lebe derzeit in der Prepperhochburg Nordhessen, der Heimat Björn Höckes, dem sozialdemokratischen Teil davon, immerhin. Ich grüße Euch, wo ihr auch seid. Wenn ich plötzlich aufstehen und wegrennen sollte, hat das mit meinem Hexenschuss zu tun, der natürlich in Zeiten wie diesen nicht ausbleibt.“

„Hallo?“

„Wie ihr seht, spreche ich aus dem Zustand des völligen Absorbiertseins. Alles dreht sich um das Virus. Um die Lage. Die Situation. Ich bin immer dabei. Lese die Newsfeeds, in der Taktung der Liveticker. Im Herzen des Ausnahmezustands, wie ich meine, vermutlich am Rand, denn der Ausnahmezustand hat nur Ränder. Das ist zumindest das, was literarisch zu erkennen ist.“

„Hallo, hören Sie mich? Können Sie mich hören? Mist, die Leitung ist hier suboptimal, andauernd friert mein Bild fest.“

„Jetzt waren Sie arg verlangsamt, ich konnte Sie kaum verstehen.“

„Ja, rücken Sie nach rechts, dann kann man Sie besser erkennen, dann fällt der Schatten nicht so ungünstig – ja, so ist’s gut.“

„Was heißt das: Gesetze und Grundrechte sind weitgehend außer Kraft gesetzt? Was heißt das, wir leben unter dem Diktat des Virus? Dem Regime der Virologen? Und leider, was man medizinisch nach und nach mitbekommt, gibt es gute Argumente für einen strengen Lockdown. Es gibt also hohe ethische Anforderung in der Debatte, und das zumindest wird doch weitgehend verstanden. Aber die sozialen Unterschiede vertiefen sich. Priorisierungsfragen bei Impfstoffen, eine Priorisierung in der Behandlung, die Frage nach dem Wohnraum...“

„Mist, schon wieder unterbrochen.“

„Wo bleibt eigentlich P.? Sollte der nicht auch schon da sein? Ach, der hängt noch fest in einer anderen Zoom-Konferenz.“

„Kann man eigentlich auf dieser Plattform sehen, wer noch alles da ist? Ach, nur im Chat?“

„...damit meine ich gar nicht die Triage-Entscheidung, sondern viele zwischenmenschliche Fragen, wo es um Ermessensspielräume geht. Wenn in Berlin eine georgische Freundin mit heftigen Corona-Symptomen, darunter Atemnot bis zu Erstickungsgefühlen, bei ihrem Arzt anruft, bekommt sie zu hören, sie sei unter 30 und wird es überleben. Sie hat es überlebt.“

„Die Gesellschaft konstituiert sich über den Rassismus, darauf hat heute Cana Bilir-Meier schon hingewiesen. Und der Gedanke, dass sich etwas grundlegend geändert hat, der starke Staat im Vordergrund ist, also diese Systemwechselvorstellung, ist trügerisch. Schon immer war der Neoliberalismus auf den

Staat angewiesen. Insofern ist der Hoffnungsdiskurs der Normalisierung trügerisch, auch mit dem Wissen, dass es so nicht weitergehen kann, die globale klimatische Situation verlangt eine massive Reduktion der CO₂-Emissionen...“

„Mist, ich war nicht zu hören? Soll ich nochmal...“

„Das Mikro sollte auf stumm geschaltet werden, wenn man nicht spricht, ja?“

„Hab ich, habe ich gemacht, es geht trotzdem nicht.“

„Wir wissen, wenn es um Pandemien geht, sind Sündenbocktheorien nicht weit. Das Virus wird an uns von außen herangetragen, und im Diskurs über das Virus ist die Grenzmetaphorik allorts und sie ist nicht unschuldig. Die politische Metaphorik des Virus sollte man sich näher ansehen...“

„Wie geht man hier wieder raus? Sagt man einfach tschüss oder Winken?“

„Ist das dann deinstalliert? Automatisch? Oder bleibt was am Computer?“

Kontrolle – alles dreht sich derzeit um Kontrolle – die Technik, das Digitale, die Grenzen. Ich schreibe hauptsächlich über die medialen Konturen der Situation, das Verschwimmen von privat und öffentlich, über Innen- und Außengrenzen, und über das Verwalten des Augenblicks. Denn es ist nicht nur der Verlust der Unmittelbarkeit, der realräumlichen Begegnung, die die soziale Situation auszeichnet, sondern eine neue Bildpolitik, ein soziales Kontrollregime, in dem die Frage, wer was wann sieht, eminent ist. Man kann nicht mal so eben verschwinden, abtauchen, Blicke wechseln etc. Wie sieht Zuhören aus? Wieviel Zeit geht drauf, mit der Technik zu kämpfen. Zahlreiche Redaktions- und Konferenzsysteme zwingen einen immer wieder neu zu justieren, zu installieren. Es war meine Woche der Online-Tools. Alles wirkte handgestrickt und ich bin, gefangen in dem neuen Online-Narzissmus, die Handgestrickteste von allen!

Thomas Stangl

19.4., 23:45 Meine Tochter (10) hört über Kopfhörer auf dem MP3-Player im Radio die Graue Lagune, Clem Snide. „Das ist so unheimlich schön“, sagt sie, wie soll ich es übers Herz bringen, sie ans Schlafengehen zu erinnern. Sie muss morgen eh nicht vor halb zehn, zur Skype-Schulsimulation, aufstehen. (Auch das ist Freiheit: nicht aufstehen müssen. Nicht den Vater spielen müssen. Ich weiß nicht, ob wir freier oder unfreier sind als sonst.) Meine Mutter (89), die in diesen Wochen zwei Mal am Tag anruft, beendet fast jedes Gespräch mit dem Satz: *So ist's halt*. Ihr Radius ist auf Spaziergänge ca. hundert Meter rund ums Haus beschränkt, mit Maske und ängstlichem Ausweichen vor jedem Passanten.

/

20.4. Warum die Meldung von den vielen Toten in Ecuador, in Guayaquil, den Toten auf den Straßen („seht doch, das Blut in den Straßen!“), ruft von den Dreißiger Jahren her in schönem Rhythmus Pablo Neruda) nur ab und zu halb versteckt in den Medien auftaucht. Die Toten dort sind unsichtbarer als die in New York oder London. Sie sind sichtbarer, auf der Straße liegend, und doch unsichtbarer, im Abseits, niemand zählt sie genau, sie rutschen zwischen den Kolonnen der Statistiken hindurch. Sie sind deshalb auch weniger wert. (*Homo sacer?* Nein, nicht einmal ein Negativbild von „Heiligkeit“. Kein schöner Rhythmus. Keine Empörung, kein Engagement, keine Bedeutung, nur Tote, irgendwo.)

/

(Andererseits: In der Schweiz gibt es keinen Grund zu sterben, schrieb Christian Boltanski, deshalb hat er die Bilder von toten Schweizern gesammelt, geordnet, ausgestellt. „Es ist erschreckender, weil sie wie wir sind.“ Es gibt Länder, wo der Tod nicht zum Leben zu gehören scheint, deshalb ist er dort eine Sensation. Wo der Tod zum Leben gehört, ist er keine Sensation, es gibt dort keine Sensationen. Die einzige wirkliche Neuigkeit, schrieb Walter Benjamin, ist die immer gleiche, nämlich der Tod. Das Wesen der Nachrichten und das heimlich Langweilige daran.)

/

Außerdem erzählt meine Mutter, die gerade mittels Lesegeräts ein Buch von Hilary Mantel verschlingt, von den entsetzlichen Kindererziehungsmethoden im England des 16. Jahrhunderts und einer Seuche namens Schweißfieber, von der ich noch nie gehört habe. Ich google nach, diese Seuche ist in Abständen von ein paar Jahrzehnten immer wieder in England aufgetaucht und hat sich einmal auch pandemisch über ganz Europa verbreitet; eine Krankheit mit fast hundert Prozent Mortalität, oft innerhalb von wenigen Stunden nach Auftreten der ersten Symptome; auf der Wikipedia-Seite wird aufgezählt wie viele tausende Tote es in dieser und jener Stadt gab, oft die Hälfte der Bevölkerung. Über die Auslöser und die Natur der Seuche gibt es unterschiedliche Vermutungen, aber keine Klarheit.

Wozu schreibe ich diese Daten auf? Als Relativierung, zur beschwichtigenden historischen Einordnung dessen, was uns ungeheuer erscheint? Ich kann behaupten: diese Krise und Katastrophe des Corona-Virus ist nur eine lächerlich geringe Abweichung von dem, was wir für Normalität gehalten haben und was die wahre historische Ausnahme ist. Die eigentliche Normalität besteht in ständiger Todesnähe und dem periodischen Auftauchen schlimmerer Katastrophen. Aber so eine Behauptung ist natürlich sinnlos, weil jeder eben nur sein eigenes Erleben hat und die Verzweiflung und das Unglück nicht messbar sind. Auch die Verzweiflung und das Unglück der von Pest oder Schweißfieber betroffenen Menschen aus der Vergangenheit sind nicht messbar. Es bleibt fast nur das Kriegsgeneration-Kafkas-Vater-Argument (*Ihr wisst ja nicht, wie gut ihr es habt! Zu unserer Zeit etc.!*), das zurecht niemand hören will.

Ich blättere in den Tagebüchern von Samuel Pepys. „Mit Captain Cooke einen guten Tropfen getrunken, was ich jetzt während der Pest auf allgemeines Anraten öfter tun muss, es betrifft auch nicht mein Gelübde, außerdem ist mein Arzt tot.“ Ich gehe zum Kühlschrank.

/

21.4. Kaum entspannt sich die Lage, bröckelt meine Souveränität und ich fühle mich krank, normaler. Dem Alltag ausgelieferter. Arbeit. Konzentration (einen Raum dafür finden). Und kein Kino; keine Bilder im Dunkeln, aus denen

andere, fremdere Bilder entstehen. Immer der Monitor und der eigene Körper, ein Innenraum. Vor dem Monitor und zwischen Schlaf und Wachen im Bett. Dieser Körper, in dem sich unsichtbar irgendwelche fremden Lebensformen tummeln; ihre Kämpfe und Intrigen führen, von denen ich in meinem Bewusstsein nur ein vages Echo wahrnehme. (Zum Beispiel: ein Kribbeln. Dann stechender Schmerz. Atemnot. Aber nein, nicht ich, nicht jetzt.)

/

„20.9. Eine traurige Zeit, keine Schiffe auf dem Fluss, das Gras wächst in Whithall, und nur ein paar elende Figuren auf den Straßen. Am schlimmsten ist, dass die Zahl der Pesttoten entgegen allen Erwartungen in dieser Woche wieder zugenommen hat.“

/

23.4. Bei einem öffentlichen Tagebuch immer die Frage: was würde ich in einem privaten (ehrlischeren oder nachlässigeren?) Tagebuch schreiben. Was würde ich anders oder gar nicht schreiben. Und was würde ich nicht einmal in einem privaten Tagebuch schreiben?

/

Allein sein lernen, den Terror der Gesellschaft loswerden, infantil sein lernen, das ist doch alles gar nicht ernst. Du bist zu Hause und niemand schaut dir zu (wenn du die Geräte ausschaltest). Schau auf deine Füße statt auf den Bildschirm, bizarre bewegliche Gebilde in Strümpfen.

/

24.4. Die Möglichkeit, dass die eigentliche Covid-19-Katastrophe bevorsteht; im nächsten Herbst und Winter. Das jetzt wäre nur die Probe, nur ein Spiel.

/

„27.9. *Mein Gott, zu erleben, wie die Tatsache, dass ich in letzter Zeit etwas Wein getrunken habe, von neidischen Menschen zu meinem Schaden verwendet wird! Sah heute die wöchentliche Totenliste. Gesegnet sei Gott, es sind 1800 weniger, der erste große Rückgang.*“

Ich gehe zum Kühlschrank.

/

25.4. Abends Husten; wenn ich mich gerade jetzt infiziert hätte, denke ich, wäre das schön absurd. Aber ich habe keine Ahnung, wo ich mich infiziert haben könnte, ich habe mich doch nicht in der Wirklichkeit aufgehalten. Das Prinzip der Literatur: weitermachen, auch wenn es die Realität gar nicht mehr gibt (*said nohow on*). So tun als würde man sterben, auch wenn man Schweizer ist und keinen Grund dafür hat.

Vielleicht ist es in Wahrheit auch eher Zahnweh als Husten.

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch (Teil 7)

Montag 27. April

Ich habe eine Schwäche für die „fahrenden Völker“ Europas, für die Unangepassten und abseits der Gesellschaft Lebenden, von „freien Menschen“ getraue ich mich allerdings nicht mehr zu sprechen. Habt Ihr schon mal etwas von den Jenischen und ihrer Sprache gehört? Erste Belege für diese (und ihre Worte) lassen sich in den „Baseler Betrügnissen“ (eine Handschrift zu den Gaunereien der Bettler und Hausierer) von 1450 entdecken, wo eine Wortliste des allgemein bezeichneten Rothwelsch die Sprache charakterisiert, die sich mit dem noch heute gebräuchlichen Jenisch deckt. Für die Jenischen war es schwierig, ihre Identität zu behaupten, sie haben auch nichts mit den Sinti und Roma gemein, zu denen sie oft hinzugezählt wurden, korrekterweise sollte man sie als eine transnationale europäische Minderheit bezeichnen.

Sprachwissenschaftler gehen davon aus, dass es etwa hundert Orte in Deutschland gibt (etwas mehr wohl im gesamtdeutschen Sprachraum), an denen noch Jenisch palavert wird. Allerdings seien jene Zugehörigen kaum mehr auf Achse wie früher, als sie noch vornehmlich Schrotthändler, Scherenschleifer, Bürstenmacher, Kesselflicker, Hausierer, Zirkusleute, Schausteller, Vagabunden und Co. waren. Im Übrigen sollen sich im neunzehnten Jahrhundert auch betrügerische Wiener Kellner auf gewisse „Redens-Arthen“ verlegt haben, welche sie die „jenische Sprach“ nannten. Diese galt als „Medium des Rechts-

bruchs“ und die Sprecher als delinquent, die Jenischen wurden zu „Jaunern“, demnach Dieben, Räubern, Gaunern und Co.

Ich bringe Euch mal lieber einige jenische Wörter bei, kann sich vielleicht eines Tages als nützlich erweisen: Der „Amtsbenk“ ist ein Beamter, der „Bachel“ ein grober Mensch, der „Benk“ u.a. der Teufel, der „Bezem“ ist der Penis, manchmal sei dieser gar „bibalengero“, demnach unbehaart. Die „Flutegatsche“ ist die Wasserwaage, der „Gallach“ der Pfarrer, der „Galmenguffer“ ist der Lehrer, die „Glonde“ oder „Glunte“ ist eine Schlampe, der „Hemmeldaide“ ist Gott, „Momele“ ist das Licht, der „Schmelo“ ist der Zigeuner, „Schuben“ sind Läuse, „Tscharo“ ist der Kopf, folglich „Tschomerer“ ein Kuss, der „Tschutscheschure“ ist ein Büstenhalter und der „Zindling“ ein Streichholz.

Die Stigmatisierung des Jenischen verlief wohl prototypisch; eine nichtschriftliche Minderheit wird zudem immer von der schriftlichen Mehrheitsgesellschaft, die über einflussreiche Medien verfügt, und deren schreibende Betrachter (Funktionsträger) als gebildet gelten, als „problematisch“ erachtet und diffamiert. Im Jahre 1833 erschien der sog. „Chochemer Loschen“, ein Wörterbuch der „verschlagenen Sprache“, zusammengestellt „nach Kriminalacten und den vorzüglichen Hülfquellen für Justiz-, Polizei- und Mauthbeamte, Kandidaten der Rechte, Gendarmerie, Landgerichtsdienere und Gemeindevorsteher“. Das Jenische wird darin als Sprachgemisch aus „gemeinen oberteutschen, jüdischteutschen, selbstgemachten, verdrehten und verstümmelten Worten“ definiert, ausschließlich verwendet von „europäischen Zigeunern, Dieben, Bettlern, Gaunerjuden“.

Ein jenisches Gedicht, an uns „Sesshafte“ adressiert, besagt lapidar: „S' Lowe isch dein Parodebl, Gadschi, schinagln ... schinagln bis pegersch.“ (Geld und Besitz sind dein Gott, Sesshafter, und arbeiten ... arbeiten bis zum Tod.) Ließe sich jemals eine zutreffendere Charakterisierung des Kapitalismus finden, über den wir gerade in Corona-Zeiten so viel zu sagen und zu bekritteln wissen? Die Lösung (und eine Abkehr vom Kapitalismus) wäre „jenisch gedacht“ recht einfach: Geld und Besitz sollen nicht mehr unsere Götter sein, das Sesshafte werde relativ, und die Arbeit? Nun, nur noch mit Augenmaß, carpe diem, denn der Tod bleibt gewiss.

Dienstag, 28. April

„Benk“ stellt im Jenischen ein spannendes Wort dar, es inkludiert den „Buben, Burschen, Jüngling, Kollegen, Geliebten und Bräutigam“. Ferner taucht es in allerlei Verbindungen und Zusammensetzungen auf: der jenische Benk (der fahrende Bursch), der schofler Benk (Heuchler), der Lubnebenges (Hurenkerl), der Kenembenges (Lausbub), der Rattenbenk (Nachtwächter), der Groenikelbenk (Sauhirte), der Balespenk (Waldhüter), der Schnellpenk (Notgeiler), der Schwenzlerspenk (Dieb) und so weiter und so fort. Sollte also heute jemand „Benk“, „Peng“, „Benko“ oder dergleichen heißen, hat er gewissermaßen etymologisch die Wahl, wohin er tendieren mag. Als ein „Rene“, also ein „Renatus“ (re=wieder, natus=geboren) stehen einem ohnedies alle Türen offen.

Über die Geschäfte des Rene Benko vermag ich klarerweise nicht viel zu sagen, sein Vermögen spricht für sich, seine Kontakte (Kanzler) ebenfalls, die Gesinnung wird wohl flexibel sein, eine Hand wäscht die andere. Dass der Herr Benko u.a. in Tirol (Gleirschtal) eine repräsentative Jagdpacht betreibt, wo Geschäftsfreunde mal schnell ein Tier knallen können, ist bekannt. Wie Herr Benko zu seinem Jagdschein kam, ich zitiere nach einer parlamentarischen Anfrage betreffend „Ausverkauf des Landes Tirol an Freunde von Bundeskanzler Kurz“, dazu wollte sich der zuständige Landesjägermeister nicht äußern. Frei auf Jenisch übrigens: Der Ruchagoigrünwedelbenk.

Daniel Wisser: Corona Diaries

27.04.2020

Rilke, verbessert:

Wer jetzt kein Haus hat, kann nicht zu Hause bleiben.

26.04.2020

Österreichische Volkssportarten

Menschen auslachen, die Schutzmasken tragen

Eingänge zu Parks verkleinern

Zu nahe an anderen vorbeigehen

Auf dem Radweg spazieren gehen

Die Polizei rufen, wenn ein Fremder im Innenhof sich mit jemand anderem unterhält

Die Polizei rufen, wenn ein Nachbar im Innenhof sich mit jemand anderem unterhält

Die Nachbarn filmen

Die Nachbar-Videos anderer anschauen

Mitleid haben, wenn die 24-Stunden-Pflegerin der alten Mutter nicht nach Rumänien zurück darf

Mitleid haben, wenn die Kinder der 24-Stunden-Pflegerin der alten Mutter nicht zu ihrer Mutter dürfen

In der Schlange vor dem Eissalon husten

25.04.2020

Ich kann die 50 amerikanischen Bundesstaaten mit ihren Hauptstädten auswendig.

24.04.2020

Mit der öffentlich-rechtlosen Vernebelung durch den Bundeskanzler mit Aussagen wie „Ich habe gehört, dass ... aber es muss ja nicht stimmen“ ist die Politik bei uns endgültig auf Kindergarteniveau angelangt. Während der amerikanische Clown wenigstens keinen strukturellen Schaden an der Demokratie anrichtet, wird bei uns an der Vernichtung der Verfassung zügig gearbeitet.

23.04.2020

Alle Topfjournalisten des Landes werden jetzt in Beete ausgesetzt.

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut.

Bin weg, bin wieder da. Und alles gut.

22.04.2020

Die Kurvendiskussionen der acht Millionen Virologen sind zumindest aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwunden. Von Klopapier redet niemand mehr. Die Zeitungen schreiben von kollektiver Ermüdung: Endlich machen sie

sich selbst zum Thema. Anstatt aber uns zu erklären, wie wir uns unterhalten sollen, könnten doch die Medien einmal versuchen, etwas Interessantes zu berichten.

Und in dem Moment, wo ich das schreibe, trudelt ein Mail ein mit dem Betreff: *office discount Klopapier, jetzt unschlagbar guenstig, Frau Wisser!*

21.04.2020

Diese ganze Covid-Krise ist nichts für mich, das Drehbuch wie eine dieser Netflix-Serien: Die ersten zwei, drei Episoden sind halbwegs in Ordnung, dann wird die Handlung erratisch, zu oft werden dieselben Plottwists bemüht, Stränge verlaufen ins Leere, Totgelebte tauchen wieder und wieder auf ... Wäre ich der Chef der Produktionsfirma, würde ich das Drehbuch ablehnen.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. Zuletzt: *Mutter. Chronik eines Abschieds* (Luchterhand 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn*

ich mit dir rede (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.